



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Literatur.

Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine par Paul Devaux. 2 tomes. Bruxelles, Librairie C. Muquardt, 1880.

Populäre Darstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte haben in Deutschland merkwürdiger Weise einen kleinern Leserkreis als im Auslande, vor allem als in Frankreich, und wenn, um nur der bekanntesten Werke zu gedenken, Curtius' griechische und Mommsen's römische Geschichte wirklich eine Reihe von Auflagen erlebt haben, so ist dies noch kein Beweis gegen die Richtigkeit unsrer Behauptung. Im allgemeinen ist bei uns die Lectüre von Werken über die alte Geschichte auf die Philologen und Historiker beschränkt. Man frage doch bei unsern Offizieren, Ärzten, Juristen oder bei „allseitig gebildeten“ Künstlern nach — ganz zu schweigen von den Kaufleuten —, ob sie Curtius, Mommsen, Grote oder sonst eine hervorragende Darstellung der griechischen oder römischen Geschichte gelesen haben. Die überwiegende Mehrzahl wird die Namen kennen, von den Vorzügen dieser Schriftsteller gehört haben, eine genauere Kenntniß ihrer Werke wird man bei den meisten vergeblich suchen. Ganz anders in Frankreich. Dort haben Werke wie die von Duruy, Boissier, Veulé, Champagny u. a. eine außerordentliche und weit über den Kreis der Berufsgelehrten hinaus reichende Verbreitung gefunden.

Wo liegt der Grund für diese merkwürdige Erscheinung, die um so auffälliger ist, als bei uns mehr als bei einem andern Volke die classische Bildung vorherrscht, also der Sinn für die Geschichte der alten Welt in höherm Grade gewedt sein sollte? Liegt er in der Mangelhaftigkeit unsrer Bildungsstätten, in dem größern wissenschaftlichen Werthe der französischen Arbeiten, oder in dem Umstande, daß die Geschichte Roms vor allem für die romanischen Völker eine höhere Bedeutung hat? Wir glauben, der einzige durchschlagende Grund ist der Mangel an lesbaren Darstellungen, ein Mangel, der so fühlbar ist, daß man bereits die in wissenschaftlicher Beziehung deutschen Werken nachstehenden Arbeiten des Auslandes zu übersehen begonnen hat. Wir leben nun einmal in Deutschland in einem Zeitalter des Alexandrinerthums. Der lebendige Quell des Schaffens scheint versiegt. In mühsamen, minutiösen Einzeluntersuchungen wird die beste Kraft verzettelt. Wie selten sind die Männer, welche neben der eingehenden Einzelforschung sich zu höhern allgemeinen Gesichtspunkten, zu einer Darstellung größerer Zeiträume oder der Geschichte eines ganzen Volkes erheben!

Wer zählt allein die Programme, die Doctor-dissertationen, die Aufsätze in gelehrten Zeitschriften, die sich Jahr aus, Jahr ein mit Quellenuntersuchungen zu griechischen und römischen Autoren beschäftigen und dabei oft zu ganz verschiedenen Resultaten kommen! Es geht dabei wie bei dem Spiele mit dem Kaleidoskop. Ein Schütteln, und immer wieder eine neue Farbenzusammenstellung. So findet jeder z. B. bei der Prüfung der Quellen von Plutarch's Lebensbeschreibungen einen andern Gewährsmann oder eine andre Benutzung als sein Vorgänger, und der Nächste kommt wieder zu andern Schlüssen. Unser Wissen wird durch alle diese fabrikmäßig auf unsern Hochschulen betriebenen Quellenuntersuchungen in den meisten Fällen so gut wie gar nicht gefördert. Wie oft hat man uns schon verträufelt und gesagt, wenn die jetzt herrschende bienenartige Sammlerthätigkeit zu einem gewissen Abschluß gelangt sei, die kritische Forschung in der detaillirtesten Weise

daß Quellenmaterial gesichtet habe, werde die historische Wissenschaft sich wieder mit vollerer Kraft univervellereu Arbeiten zuwenden. Wann endlich wird jener Augenblick kommen? Man kann es unter solchen Verhältnissen dem gebildeten Publikum nicht verdenken, wenn es die unschmackhafte, nur auf gelehrte Kreise berechnete Kost verschmäht und die Lust an der alten Geschichte schließlich ganz verliert.

Nicht ohne Reid weisen wir unsre Leser auf das vorliegende französische Geschichtswerk hin. Der Verfasser, der, in seinem Vaterlande durch seine historischen Schriften wie durch seine politische Stellung rühmlichst bekannt, kurz ehe dieses Werk der Oeffentlichkeit übergeben wurde, aus dem Leben schied, wollte keine zusammenhängende neue Geschichte der Römer schreiben oder zu unzähligen Untersuchungen über dieselbe noch neue hinzufügen; sein Plan war vielmehr, wie die Vorrede es ausspricht, ohne sich eingehend mit den Details der Ereignisse und der Einrichtungen zu beschäftigen, den allgemeinen Gang der römischen Geschichte darzustellen und zu zeigen, wie das kleine Rom auf dem Palatin sich Schritt für Schritt zu seiner gewaltigen Bestimmung erhob. Daher ist er bemüht gewesen, so oft als möglich zu den Ursachen der Ereignisse durchzudringen, ihre Tragweite zu bestimmen, den Faden ans Licht zu ziehen, der sie verbindet, und gleichsam ihre Logik hervortreten zu lassen. So lange nicht alles in der Geschichte klar und begründet erscheint, erklärt er das Werk der Kritik für unvollendet.

Sein Buch enthält also keine erneuten Untersuchungen über bisher dunkle Punkte der römischen Geschichte oder über ungelöste Widersprüche der Quellschriftsteller. Vielmehr haben wir es mit einer Deutung der politischen Vorgänge zu thun, die für alle diejenigen geschrieben ist, „von denen die Geschichte als die hohe Schule der Politik angesehen wird, in welcher Völker und Regierungen aus der Erfahrung ihrer Vorgänger Belehrung schöpfen.“

Die beiden stattlichen Detabände des Werkes umfassen die Zeit von dem Ursprunge Roms bis zum Ende des zweiten punischen Krieges. Bei dem ausgesprochenen Plane des Verfassers ist also das Ziel, bis zu welchem er die Entwicklung des römischen Staates verfolgt, richtig gewählt. „Denn in diesem Zeiträume von fünf und einem halben Jahrhundert zeigt sich klar, was das römische Volk an sittlicher Thatkraft und an Tugenden besitzt, und die Sitten waren noch nicht der Verderbniß ausgesetzt. Im Innern zieht sich der Kampf der Plebejer gegen die patrizische Aristokratie beinahe durch anderthalb Jahrhunderte hin. Die politische Gleichheit der beiden Stände macht ihm ein Ende. Der plebejisch-patrizische Adel folgt dem ausschließlichen Patriziat. Nach außen legt Rom durch die Eroberung Italiens den Grund zu seiner künftigen Machtstellung, und die Festigkeit dieses Grundes widersteht den beiden großartigen Angriffen, die nach einander Pyrrhus und Hannibal auf ihn unternehmen. Am Ende dieser Epoche kann Rom sich über das Meer hinaus ausdehnen, es giebt keine Macht mehr, die fähig wäre, sich lange dem Fortschreiten seiner Herrschaft zu widersetzen. Das Schicksal Italiens erreicht die andern Völker, welche die Küsten des mittelländischen Meeres bewohnen.“

Debaur stützt sich auf die Forschungen der namhaftesten deutschen, französischen und englischen Gelehrten, die er fleißig benutzt hat. Der Stoff ist geschickt gruppiert, die Darstellung lebhaft und anziehend. Wo sich der Verfasser im Widerspruche mit seinen Vorgängern befindet — wenn er z. B. für die ältere Geschichte der Sage und der Dichtung zu große Zugeständnisse macht und allzu conservativ verfährt oder wenn er den Zug Hannibals als ein Unternehmen betrachtet wissen will, das außerhalb der Pläne Hamilcars gelegen habe und nur dem Hannibal

zugeschoben werden müsse —, können uns seine Ausführungen nicht immer überzeugen. Auch das fertige System, nach welchem er die Senatspolitik während der Zeit der Republik gegenüber den aristokratischen Parteien in den italischen und griechischen Städten und gegenüber den Plebejern betrachtet, erscheint uns nicht in jedem Falle passend. Aber wenn wir auch dem Verfasser nicht immer zustimmen können, so hat uns sein Buch doch eine Fülle von neuen Gesichtspunkten gegeben, oft unser Verständniß gefördert und uns allenthalben angeregt.

Schließlich müssen wir noch der trefflichen Ausstattung gedenken, durch die das Buch vor deutschen Publicationen verwandten Inhalts sich rühmlich auszeichnet. Man vergleiche die neue Ausgabe von Grote's „Geschichte Griechenlands,“ welche jetzt Theodor Hofmann in Berlin gebracht hat, man vergleiche selbst Mommsen's römische und Curtius' griechische Geschichte in ihrer Ausstattung mit der, welche die Buchhandlung Muquardt den *Études politiques* gegeben hat, — man wird wieder bestätigt finden, daß man in Deutschland lediglich den sogenannten Prachtwerken, die niemand liest, und die nur zur Decoration der Tische in den Empfangszimmern bestimmt sind, eine gute Ausstattung giebt; wissenschaftliche Werke erscheinen nach wie vor in verhältnißmäßig dürftigem Gewande.

Johannes Huber. Von Dr. Eberhard Zirngiebl. Gotha, F. A. Perthes, 1881.

„Wer beiseite stehen bleibt, nur spotten kann und sich keine Mühe giebt, in Fragen, die das Herz der Menschheit bewegen, mitzudenken und mitzuforschen, vor dem können wir keine Achtung aufbringen.“ Der Mann, der diese Worte sprach — es war auf dem Altkatholikencongreß zu Freiburg 1874 —, war Johannes Huber, und es dünkt uns, man könnte sie als Motto auf die erste Seite seiner Biographie setzen, denn Huber hat nicht einseitig seine Thätigkeit auf das Studirzimmer und den akademischen Hörsaal beschränkt, sondern er stand jederzeit in der Arena der Oeffentlichkeit, um in Wort und Schrift den Indifferentismus und Atheismus zu bekämpfen und das Recht der idealen Weltanschauung gegen die materialistisch-naturwissenschaftliche zu verteidigen, um gegenüber dem Ultramontanismus und der Ueberwucherung des religiösen Mechanismus für die schwer errungene moderne Cultur und Staatsordnung in die Schranken zu treten, endlich um in der socialen Frage seine Meinung geltend zu machen, daß die Irreligiosität, und was damit zusammenhängt, der Zweifel an den Factoren des Rechts und der Moral in der thatsächlichen Welt eine tiefe Wunde der modernen Gesellschaft sei, und daß ohne die Wiedergewinnung einer festen religiösen Grundlage für das Volk jeder andre Versuch, eine Katastrophe von dieser unsrer Gesellschaft abzuwenden, sich als unzulänglich erweisen müsse.

Das entfangungsvolle Leben, die Kämpfe und die philosophische Stellung des zu früh verstorbenen Münchener Gelehrten hat Zirngiebl in trefflichen, warmen Worten geschildert. Möchte das Buch, das zugleich einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens der Gegenwart bildet, die weiteste Verbreitung finden.

Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. \*) Frankfurt a. M., E. Koeniger, 1882.

Diesem so idyllisch anmuthenden Titel folgt ein Motto aus Georg Büchners „Leonie und Leon“: „Es kommt mir ein entseßlicher Gedanke: Ich glaube, es

\*) Auf eine dramatische Dichtung desselben Verfassers, die ein gewisses Aufsehen erregt: „Die Patricierin,“ kommen wir demnächst bei anderer Gelegenheit zurück. D. Red.

giebt Menschen, die unglücklich sind, bloß weil sie sind.“ Die Aufbringlichkeit dieses Contrastes sowie die Ueberspanntheit des Mottoes sind charakteristisch für das ganze Buch. Der Königssee und seine Umgebungen bilden den Schauplatz einer Geschichte, deren Inhalt ein psychologischer Krankheitsproceß ist. Dedin (soll der Name andeuten, daß es in diesem Menschen öde ist, oder heißt er so, weil er sich in die Einsöde zurückgezogen hat?) hat sich voll Ekels an der Welt in die Bergeinsamkeit vergraben. Dort sucht ihn Alexandra auf, die er vor Jahren verführt und verlassen. Sie kommt in der Absicht, ihn unglücklich zu machen, sich an ihm zu rächen; doch die finstern Geister weichen vor dem milden Einflusse von Dedin's Mutter. Schon soll die neuentfachte Liebe beider zu einem neuen beglückenden Bunde führen, da erfährt die Mutter, daß Alexandra das von ihr einst dem Dedin geborne Kind ermordet hat, und zwingt sie, zu fliehen. Dedin, dem sie den Sachverhalt verbirgt, sagt sich von ihr los und geht in die Welt. Als er nach wüsten fünf Jahren zurückkehrt, findet er die Mutter todt, schleudert in wilder Verzweiflung den Feuerbrand in sein Haus und stürzt sich dann mit Alexandra, die inzwischen in der Bergeinsamkeit gelebt hat, vom Felsen in den Obersee.

Das Schwergewicht liegt in der psychologischen Entwicklung Dedin's und Alexandras. Freilich kann von einer Entwicklung eigentlich nur bei Alexandra die Rede sein, Dedin steht zu Ende auf demselben Standpunkte wie zu Anfang: er ist „Weltschmerzler und Pessimist.“ Goethes Faust, Grabbe, Georg Büchner sind seine literarischen Väter: er selbst nennt sich „eine Caricatur von Manfred und Faust, Raim und Diogenes.“ Eigentlich ist er also schon ein bißchen antiquirt; darüber täuscht auch der Aufputz mit Schopenhauer und Hartmann nicht hinweg, ganz abgesehen davon, daß Weltschmerz und Pessimismus sich durchaus nicht decken, ja im Grunde sogar einander widerstreben. Von den literarischen Vorbildern sind Grabbe und Büchner nur noch literarhistorisch bedeutend, auf die Gegenwart wirken sie kaum noch unmittelbar ein; und aus Goethes „Faust,“ der in seiner ewigen Jugend den Menschen und die Menschheit in ihrer Gesamtheit umfaßt, entnimmt jede Zeit, was ihr congenial ist; hat seiner Zeit der Weltschmerz aus dem ersten Theile Nahrung gezogen, so wendet die Gegenwart mit neuerwachtem Interesse ihre Blicke dem zweiten Theile zu und erquickt sich an der befreienden und erlösenden Kraft der That, die dem den Frieden giebt, den das Wissen im Stiche gelassen und das Genießen in Sünde und Schuld verstrickt hat. Erscheint uns so Dedin als literarischer Nachzügler einer überwundenen Epoche, so will uns sein letzter Wunsch, „daß mit ihm das ganze Geschlecht dieser sogenannten Weltschmerzler in einen Abgrund geschleudert werden, mit dem einen Werthlosen und Unnützen die ganze Masse untergehen könnte“ (S. 420), im ganzen gegenstandslos vorkomme. Fast scheint es, als habe der Dichter, der seinen Helden in gewagtem Spotte von sich sagen läßt, er sei zeitlebens eine schlechte Copie großer Vorbilder gewesen, in dem ganzen Buche eine Copie eines großen Vorbildes, nämlich des „Werther,“ geben wollen. Er glaubt den Typus einer weitverbreiteten schleichenden Krankheit darzustellen und denkt damit deren Verlauf zu beschleunigen und so den Proceß der Gesundung einzuleiten. Aber die Krankheit, die er schildert, ist nur die eines einzelnen, und zwar seine eigne (denn die Identificirung seiner Person mit der seines Helden wird von ihm geradezu herausgefordert), und so kann das Buch nur als das gelten, was es nach Absicht des Dichters wohl zugleich auch sein soll, als ein Act der Selbstbefreiung, als Versuch der Ueberwindung eines krankhaften Seelenzustandes. In diesem Sinne mag man es auch mit Theilnahme und Interesse aufnehmen, denn der Verfasser erweist sich als ein Mann von bedeutenden Gaben,

er ist ein wirklicher Dichter. Das zeigen seine Naturschilderungen, die sowohl für sich als auch in Verwebung mit den seelischen Kämpfen seiner Menschen oft packend sind; das zeigt die plastische Kraft, mit der Gestalten wie Dedin's Mutter oder der Gröhlbauer hingestellt sind, das zeigt auch die psychologische Entwicklung Alexandras, die durch Schicksal und Schuld, eigne wie fremde, zur Welt- und Menschenhasserin geworden, sich schließlich doch über sich, ihre Schuld und ihr Schicksal erhebt, während Dedin jämmerlich drin stecken bleibt. Aber bei allen Vorzügen enthält das Buch so viel des Ueberschwänglichen und Unnatürlichen, des Gewaltigen und Gesuchten, es weht eine solche Dede und Trostlosigkeit durch das Ganze, daß man sich oft versucht fühlt, es ganz aus der Hand zu legen. Daß dies nicht geschieht, ist ein Beweis für die Kraft des Dichters, die auch widerwillig uns zu folgen zwingt. Aber um so lauter erwacht nachher der Widerspruch, fast möchte man sagen, der Unwille über ihn, und wenn wir auch nicht gerade die herbe Kritik, die die Gestalten des Buches an sich selbst üben und die in Alexandras Worten gipfelt: „Wir passen wenigstens in unsern Verrücktheiten zusammen“ unsrerseits auf das Buch und seinen Schöpfer anwenden wollen, so können wir doch nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß Alexandras Schlußprophezeiung in anderm Sinne, als der Dichter meint, in Erfüllung gehe. Sie sagt: „Bereits das Geschlecht, das nach uns kommt, wird von diesem trostlosen Geschlecht nur noch seine verfallenden namenlosen Gräber übrig finden, über denen es freudig und fruchtbar aufknospet, aufsprießt, aufblüht. Aus dem Boden, der unsern Tod in sich trägt, den unser Moder düngt, entsteigt es unsrer Verwesung aufwärts, aufwärts! unaufhaltsam der Sonne zustrebend: das Gute, das Starke, das Wahre.“ Was Alexandra hier von den kommenden Geschlechtern der Menschen sagt, es gelte von den fernern Schöpfungen des Dichters. Und fügt er dem Guten, Starken, Wahren noch das Schöne hinzu, dann wird auch die weitere Prophezeiung sich erfüllen: „Wo jetzt Wüste und Dede starvt, wird die Zukunft Gärten finden.“



#### Druckfehlerberichtigung.

Im vorigen Hefte der „Grenzboten“ soll es S. 298 in der Anzeige von Buchholz' Italienischer Sprachlehre heißen: „dessen Schüler diesen Abriß von der Entwicklung der Sprache verstehen können“ (anstatt: vorstellen können). — Ebenso bitten wir nachträglich einen sinnstörenden Druckfehler in dem ersten der in Hest 44 mitgetheilten Briefe Fritz Stolbergs zu berichtigen. Auf S. 203 ist zu lesen: „Mündlich wollen wir vom Almanach ausreden“ (anstatt: ausreden). Sie wissen, welches Recht Sie über meine Stöcke ausüben können.“

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von F. O. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.